

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 31 (2024)
Heft: 2: 30 Jahre traverse : un collectif au travail

Artikel: Tra* : Erinnerungen an die Zukunft einer Zeitschrift. Festrede anlässlich der Veranstaltung "20 Jahre traverse"
Autor: Tanner, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074657>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tra* – Erinnerungen an die Zukunft einer Zeitschrift

Festrede anlässlich der Veranstaltung «20 Jahre *traverse*» in Bern, 5. Sept. 2014, Waisenhausplatz 30 (mit einer Reflexion «2014–2024: Ten Years After»)

Jakob Tanner

Liebe Traversemacherinnen und -macher, liebe Traverseleserinnen und -leser
Es gibt runde Jahrzehnte, bei deren Eintreffen mit Stolz auf Erreichtes zurückgeblickt werden kann. «20 Jahre *traverse*» ist ein solcher Moment. Ein Festredner könnte also ein Trari-Trara anstimmen. Nun würde ich mich allerdings als solcher ausgesprochen unwohl fühlen, und so möchte ich in der – hierzulande so beliebten – Rolle von jemandem, «der dabei gewesen ist», auftreten, um mit Ihnen und euch einige Erinnerungen an die Zukunft dieser Zeitschrift zu teilen. Das Tra* im Titel ist also keine Fanfare, sondern es verweist auf eine Episode, die ich jetzt dann bald erzählen werde. Vorerst aber noch etwas Hintergrundwissen für alle, die damals nicht, oder noch nicht so richtig, dabei gewesen sind.

I.

In der Schweiz der Nachkriegszeit hatte die Geschichtsschreibung einen schweren Stand. In den Studien von Sacha Zala kann man nachlesen, mit welcher Verve sich die bundesstaatlichen Behörden in den 1950er- und 60er-Jahren der amtlichen Verhinderung historischer Studien gewidmet hatten; die historische Willensnation fühlte sich offenbar verletzlich gegenüber jeglichem Nachfragen, und so kam es zu einer Art Erinnerungsdiktatur jener, die im Zweiten Weltkrieg dabei gewesen waren. Dieses Phänomen leitete sich allerdings nicht einfach spontan aus der elementaren Erlebnisqualität dieser neuralgischen Jahre her, sondern war Produkt einer ziemlich vorsätzlichen Vergangenheitspolitik. Seit den ausgehenden 1960er-Jahren machte sich dann so etwas wie eine «kritische Geschichtsschreibung» sogenannter «Junghistoriker» bemerkbar, die auch dann noch als solche durchgingen, als sie schon ziemlich ergraut waren. Die transnational belebte historische Forschung hatte in den 1980er-Jahren Versatzstücke einer anderen Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg vorgelegt und hoffte nun auf die mythenkorrodierende Wirkung der historischen Wissenschaft.

Diese trat dann aber nicht wie erwartet ein. Vielmehr intensivierte sich der Kalte Krieg seit 1979 nochmals deutlich. Das geistige Fortifikationssystem des *réduit national* feierte erneut Urständ. Ende der 1980er-Jahre spitzte sich diese Situation zu. Die Schweiz wurde ab 1988 von einer Skandalkaskade durchgeschüttelt. Von der Kopp-Affäre, die wenig hergab, schlitterte man Ende 1989 in die Fichenaffäre, die wirklich harten Stoff bot. Mit der Armeeabschaffungsinitiative der Gruppe Schweiz ohne Armee (bekannt unter dem Kürzel GSoA) bauten Kritiker der Reduit-Schweiz eine Forderungsposition auf, die zunächst noch als eine Art politisches Kamikaze-Unternehmen eingestuft worden war, die nun aber eine erstaunliche Breitenresonanz und prominente Fürsprecher wie Max Frisch fand. Landauf, landab stattfindende Diskussionen sorgten dafür, dass der Slogan aus der bundesrätlichen Botschaft zur GSoA-Initiative – «Die Schweiz hat keine Armee, sie ist eine Armee» – ins Wanken kam. Er war als toderntes Statement und als Warnung gegen alle Kritikerinnen und Kritiker gemeint – nun strahlte er eher unfreiwillige Komik aus und stand jedenfalls für ein Staatsverständnis, das man nicht zu verteidigen gewillt war. Die verunsicherte Armeeführung konterte auf die Provokation mit der Übung Diamant, mit der die Schweizer Wehrhaftigkeit demonstriert werden sollte. Im August und September 1989 standen über 150 000 Aktivdienstveteranen, ausgestattet wie anno dazumal mit gültigem Marschbefehl, auf den 50 Mobilmachungsplätzen und hörten sich anschliessend im Festzelt patriotische Reden an. Zum Essen gab es Spatz, zum Abschied eine General-Guisan-Münze. Frauen waren nicht zugegen, weil das, wie der hauptverantwortliche Oberst Nyffenegger erklärte, die Logistik der Operation dann doch gesprengt hätte.

Auf dieses – auch im Ausland als deplatziert kritisiertes – Erinnerungsritual reagierten die angesprochenen Junghistorikerinnen und -historiker mit einer improvisierten Aktion, einer Zeitung namens «Klunker». Diese stiess auf beträchtliche Aufmerksamkeit, schilderte sie doch die faktische Integration der schweizerischen Industrie in den deutschen Wirtschaftsraum, die Verstrickungen des Finanzplatzes und der Schweizerischen Nationalbank in die Kriegsfinanzierung des «Dritten Reiches», die Zusammenhänge zwischen Reduit-Strategie und ökonomischer Kollaboration, die tödlichen Auswirkungen der «Das Boot ist voll»-Haltung für Zehntausende von Geflüchteten, aber auch die anhaltende Diskriminierung der Frauen, die ja während der Kriegsjahre einiges mehr gefordert waren als die im *réduit national* überwinterten Männer. Kurzum: Es spielte sich in diesem Sommer und Herbst die bisher intensivste Geschichtsdebatte ab, welche die nationale Befindlichkeit der Schweiz ziemlich durcheinanderbrachte. Dieses Jahr hatte eine unheimliche Seite. In den Massenmedien häuften sich Berichte über gewaltbereite Rechtsextremisten. Die rassistisch motivierten Übergriffe gegen die «Asylanten» (so das Schlagwort der Fremdenfeinde)

weckte bei vielen Bürgerinnen und Bürgern Alarmstimmung. Ein halbes Dutzend Menschen wurden durch rechtsextremistische Gewaltakte getötet, darunter vier tamilische Geflüchtete bei einem Brandanschlag in Chur. Gleichzeitig wurde dadurch öffentlich bekannt, dass die 900 000 Fichen erstellende Bundespolizei auf dem rechten Auge blind gewesen war. Der sozialdemokratische Nationalrat Moritz Leuenberger, der als PUK-Kommissionspräsident für seine Vermittlungsarbeit gerühmt wurde (und der damit die Basis für seinen späteren Aufstieg in die Landesregierung gelegt hatte), erklärte am 25. November 1989 in einem *Blick*-Interview, er sei «wahnsinnig erschrocken», als er des Ausmasses und der Einseitigkeit der bundespolizeilichen Observation der Bevölkerung gewahr wurde: «So hätte ich mir das nie vorgestellt. Diese Unbeweglichkeit, diese Blindheit gegenüber den grossen Gefahren des Rechtsextremismus sind mitschuldig daran, dass wir in der Schweiz die Vorstufe des Faschismus haben. Es werden Häuser mit Ausländern angezündet, und die Polizei schaut zu, und zwar nur deshalb, weil, wie im Bericht dargestellt, den Rechtsextremen von Beamten Verständnis entgegengebracht wird.» Dieses Zitat bringt eine spannungsgeladene Atmosphäre auf den Punkt, die man sich heute nurmehr schwer vergegenwärtigen kann.

In merkwürdiger Gegenläufigkeit gab es in diesem Jahr aber auch Entspannung. Es waren erstaunliche Lockerungsübungen möglich, wovon das Abstimmungsergebnis zur GSoA-Initiative zeugte. Die 35,6 Prozent Ja-Stimmen stellten einen mentalen Supergau für die Kalte-Kriegs-Schweiz dar, die einen doppelten Totalschaden erlitt, weil erstens die Mehrzahl der Rekruten «Nein» gesagt hatte zur Armee, in der sie gerade herumkommandiert wurden, und weil zweitens in perfekter Synchronizität die globale Konstellation wegbrach, in der die helvetische Verteidigungsdoktrin ihren Sinn zu reproduzieren pflegte. Die Wende in Deutschland leitete Anfang November 1989 das Aus für den Kalten Krieg ein – und dieses wurde 1991 durch die überraschend lautlose Implosion der Sowjetunion besiegelt. In der Schweiz gab dies den kritischen Kräften Auftrieb. Das Projekt einer 700-Jahr-Feier der «Gründung der Schweizerischen Eidgenossenschaft» löste im Frühjahr 1990 Widerstand, Zorn oder auch nur ein müdes Lachen aus. Ein Kulturboykott gegen diese «CH 91» war die Antwort auf den flagranten Versuch, die soeben noch engmaschig bespitzelten Kulturschaffenden gleich wieder vor den Karren einer vaterländischen Inszenierung zu spannen.

II.

Ich habe die zwischen despotischem Darniederliegen und bewegtem Aufbruch oszillierende nationale Lage deshalb etwas ausführlicher geschildert, weil sie direkt mit der Entstehung der *traverse* zusammenhängt. Diese hatte nämlich eine exakte Vorlaufzeit von 5 Jahren. Das haben meine Quellenrecherchen ergeben. Man könnte hier mehr machen, ich beanspruche im Folgenden nicht, diese Inkubationsphase des Projekts im Detail auszuleuchten, es zeigen sich aber auch auf lückenhafter Dokumentenbasis zwei grundlegende Sachverhalte: *Erstens* sind emergente Phänomene wie eine neue Zeitschrift nicht einfach zufällig, sondern stellen sich dann ein, wenn sich neue Wahrnehmungen und Deutungsmuster herausgebildet haben, mit denen sich ein Unbehagen artikulieren und eine Motivation für ein innovatives Unternehmen gewinnen lässt. *Zweitens* verläuft ein solcher Take-off überhaupt nicht gradlinig oder zwangsläufig, sondern das Projekt schlägt Haken, es bleibt wieder stecken, es scheint ihm die Luft auszugehen, bevor es sich wieder regt, in eine neue Richtung läuft, und all dies findet in einem unübersichtlichen, gleichsam energetischen Kraftfeld statt, in dem verschiedene Akteure ihre Wünsche und Interessen einspeisen und in dem einmal die Ersteren – die Wünsche – das Projekt durch zu hohes Fliegen und dann wieder die Letzteren – die Interessen – dasselbe Projekt durch zu starke Bodenhaftung gefährden. Man könnte anhand der Entstehungsgeschichte der *traverse* eine mustergültige Exemplifikation der «Kontingenz» entwickeln und zeigen, dass dieser für die Geschichtsschreibung zentral gewordene Begriff eine Zwischenzone zwischen nichtzufällig und nichtdeterminiert zu fassen versucht, in der sich aufgrund ausreichender Bedingungen und ergebnisoffener Potenziale ein «Ereignis» einstellt.

Das Ereignis *traverse* konkretisiert sich erstmals in einem nicht signierten Dokument, das die Aufschrift trägt: «Projektskizze für eine Historische Zeitschrift. Oktober 89» – das war nach der Diamant-Übung und vor der GSoA-Abstimmung. Die Skizze beginnt mit einem Passus zur «Zielsetzung», in dem steht: «In der Diskussion um die Schweiz im 2. Weltkrieg im speziellen und in allgemeinen historischen Diskussionen in der Schweiz hat die Linke einige Positionen erreicht, die es nun zu konsolidieren und auszubauen gilt. Zudem prasseln in den nächsten Jahren einige Projekte politischer Verwendung von Geschichte auf uns nieder – allen voran die unsägliche <1991> –, auf die wir nicht erst wieder in letzter Minute (à la <Klunker>) mit einer wenig tragfähigen Infrastruktur reagieren können.» Diese unverblümt politische Stellungnahme, aus der uns eine von den meisten Historikerinnen und Historikern damals geteilte Unzufriedenheit mit der Geschichtskultur des Landes entgegentritt, geht dann aber sofort über in technische Erörterungen. Als Zielpublikum einer neuen Zeitschrift werden genannt:

«Historisch interessierte Laien, Studenten, (Geschichts-)Lehrer, «Klunker»-Leser und Leserinnen, Teilnehmende an der Geschichtsdiskussion «1991» und «Historisches Panorama», Potentielle ZfG-Leser und -Leserinnen, die damit unzufrieden sind.» [Mit ZfG ist die Schweizer Zeitschrift für Geschichte, SZG, gemeint.] Rechtlich sollte die neue Zeitschrift die Form einer Stiftung erhalten. Vorgesehen war ein Patronatskomitee «bestehend aus Schriftstellern wie Niklaus Meienberg, Max Frisch, sowie Professoren und historisch Interessierte der kritischen Öffentlichkeit z. B. Rudolf Strahm, der unsere Diskussion sehr geschätzt hat».

Das Projekt einer neuen Zeitschrift lag damals gewissermassen in der Luft. Von verschiedenen Seiten her wurden Vorschläge lanciert. Dass das in der zitierten Projektskizze Angesprochene ausreichend Schubkraft entwickelte, war darauf zurückzuführen, dass da ein Verlag und ein Verleger waren, die das diffuse Unbehagen, das in der Historikerszene damals herrschte, zielführend bündelten. Hans-Ruedi Wiedmer, selbst Historiker und als solcher ein Experte für Streichholzproduktion, setzte sich in dieser Phase unermüdlich für das Zustandekommen der Zeitschrift ein. Als Kleinverleger konnte er zwar keine Bäume ausreisen, aber vielleicht einen neuen Baum pflanzen, der ja dann zu wachsen imstande war – was er, wie wir alle wissen, dann auch getan hat. Es kam zu einem produktiven Zusammenspiel zwischen interessierten Historikerinnen und Historikern und dem rührigen, trotz seiner Kleinheit professionellen Chronos-Verlag. Hans-Ruedi Wiedmers Name taucht unter einem Dokument vom 26. November 1991 auf, zusammen mit jenem von Simone Chiquet. Oben steht das Akronym NHZ. Wiedmer und Chiquet schwebte eine *Bottom-up*-Organisation mit respektablem Auftritt vor, und so lief das Projekt in den Jahren 1990 bis 1992 unter dem etwas schwerfälligen Namen «Neue Historische Zeitschrift» oder eben NHZ. Für diese NHZ existierte auch eine Adressliste mit 105 Einträgen, die sich einerseits wie ein *Who is Who* der heutigen schweizerischen Geschichtswissenschaft liest. Andererseits war die Repräsentation des Feldes stark asymmetrisch; der Frauenanteil belief sich gerade einmal auf 26 Prozent, die Romands konnte man an einer Hand abzählen, unter ihnen befand sich neben Hans-Ueli Jost auch Jean Ziegler, ein Echo der hochpolitischen Entstehungskonstellation. Ein kurze Zeit später entstandener Projektbescrieb von Albert Schnyder, Simone Chiquet und Hans Rütte skizzierte erstmals Themenschwerpunkte für vier Hefte: 1. Saufen, Rauchen, Spritzen, Schlucken: Der Umgang mit Drogen; 2. Stadt entziffern: Was ist Urbanität?, 3. Schweiz und Europa: Regionalismus und Integration und 4. Gewalt in Geschichte und Gegenwart – und das waren dann auch die vier ersten Hefte.

III.

Konzeptionell war die Sache nun gut aufgestellt, das Interesse war da, die Motivation auch, doch im Gestrüpp von Organisations- und Finanzierungsfragen hob das Projekt vorerst nicht ab. Es gab eine gewisse Durchhängephase. 1992 schaltete sich eine Basler Gruppe um Martin Schaffner, in der auch Martin Leuenberger, Ruedi Brassel und ich aktiv waren, ein. In dieser kleinen *Groupe de réflexion* wurde nochmals über den Titel nachgedacht. NHZ schien zu bieder. Und hier kommt nun das «Tra» wieder ins Spiel. Denn diese Vorsilbe hatte es uns angetan. Tra ist die verkürzte Form von Trans, was «auf die andere Seite», «hinüber», «drüber hinaus», «jenseits», aber auch «hindurch» oder einfach «durch» heisst. Da ich gerade über Drogen arbeitete, schlug ich Traffik vor. Das löst gegenläufige Assoziationen aus. Die österreichischen Tabaktrafiks, die bis heute vom gesetzlichen Rauchverbot in öffentlichen Räumen ausgenommen sind, stellen Stützpunkte des kleinen Handels mit allem Möglichen, von Tabakwaren und Rauchutensilien über Zeitungen und Schreibwaren bis hin zu Park-, Fahr-, Lotto- und Totoscheinen dar. Aber diese kakanische Gemütlichkeit wollten wir eigentlich nicht im Titel der Zeitschrift. Ausserdem wurde es rasch kriminell. 1989 machte eine britische Fernsehserie Furore, die Traffik hiess und den illegalen Drogenhandel in grellen Farben schilderte. Und in der Schweiz gab es Jean Ziegler, der gerade wieder einmal von einer Prozesslawine ruiniert zu werden drohte, die durch jene Firmenrepräsentanten ausgelöst wurde, die er – manchmal treffsicher, manchmal aber eben auch nicht – als «*trafiquants*» apostrophiert hatte. In dieser Lesart wäre der Sprung von NHZ zu Traffik dann doch zu weit gewesen und die neue Zeitschrift wollte sich ja auch gar nicht auf Drogen spezialisieren. Ein weiterer Titelkandidat war dann Transversale (oder transversal). Das Querliegende, das dieses Wort benennt, hätte durchaus einen Nerv der Zeit getroffen. Im September 1992 hatte auch gerade das Mega-Projekt einer Neuen Alpentransversale (die NEAT) die Hürde der Volksabstimmung genommen und damit den Anhängern einer (frei nach Asterix und Obelix bei den Helvetiern) «flachen Schweiz» Auftrieb gegeben. Auch Transfer, Transit und Transformer waren im Gespräch. Dann tauchte aber plötzlich der Name *travers* auf, der einen bunten Strauss von Konnotationen freisetzte, vom «Querbalken», den er wörtlich bezeichnet, über den «Ausleger» bis hin zum mechanischen Träger, der ganz Unterschiedliches transportieren kann. *Travers* erschien als die Lösung des Namensrätsels.

Dieser Vorschlag hielt sich, und fortan ging es vorwärts mit der *travers*. Das war, neben dem unermüdlichen Einsatz von Hans-Ruedi Wiedmer, vor allem jener Gruppe zu verdanken, die im Impressum der 1993 zum Drogenthema vorliegenden Nullnummer verewigt ist: Simone Chiquet, Mario König, Martin Leuenber-

ger, Hans-Ueli Schiedt, Albert Schnyder, Beatrice Schumacher, Thomas Späth, Gaby Sutter und Hermann Wichers. Die Reaktionen auf das Heft waren durchwegs positiv, manchmal euphorisch; so gratulierte Matthias Weishaupt (damals Oberassistent am Historischen Seminar der Universität Zürich) den Herausgeberinnen zu ihrem Vorhaben, das er angesichts der desolaten Wirtschaftslage der 1990er-Jahre und des «Modernisierungsschubes» der SZG als besonders mutig einstufte. Mut ist schon gut – eine solide Abklärung ist für einen kleinen Verlag aber alleweil besser und so wurde nun ein Marketing-Konzept in Auftrag gegeben, das Anfang 1994 vorlag. In diesem wurde zunächst einmal vorgeschlagen, vom Namen *travers* (wie er noch auf der Nullnummer stand) auf *traverse* zu wechseln. Statt etwas «im *travers*» zu lesen, liest man lieber etwas «in der *traverse*». Das leuchtete ein. In der Risikoanalyse wird unter anderem aufgeführt, die subventionierte SZG könnte versuchen, «die neu entstandene Konkurrenz wieder aus dem Markt zu drängen», und es stand da auch, der Chronos-Verlag könne es sich wohl nicht leisten, «zu lange auf den *Break even* zu warten». Die ebenfalls gelisteten Chancen dominierten allerdings in der Bilanz. 1994 hob die *traverse* in grafisch eindrücklicher Aufmachung mit dem ersten Heft zum Drogenproblem ab, das weitgehend identisch mit der Nullnummer war. Die *Baselandschaftliche Zeitung* titelte «HistorikerInnen machen mobil» und das funktionierte auch nach innen. Die angestrebte Verstärkung der Mitarbeit aus der Romandie konnte verwirklicht werden und die *traverse* vermochte sich von Anfang an als genuin zweisprachige Zeitschrift zu etablieren. 1996 gab sich der «Verein *traverse*» seine Statuten – den Rest der Geschichte kennen wir.

IV.

Die *traverse* entstand, wie gezeigt, aus einer eminent politischen Konstellation heraus. Das genügt selbstverständlich nicht für das Zustandekommen einer Zeitschrift, für die es auch dann noch einen sehr langen Atem braucht, wenn die Politik ihren Aggregatzustand gewechselt hat. Dass die *traverse* nicht wie seinerzeit der «Klunker» eine Eintagsfliege blieb, sondern dauerhaft publiziert werden konnte, muss primär mit Entwicklungen innerhalb der Geschichtswissenschaft erklärt werden. Die *traverse* hat es binnen kurzem geschafft, eine Plattform für eine pluralisierte Geschichtsschreibung zu werden, in der Geschlechtergeschichte, Umweltgeschichte, Historische Anthropologie, Alltagsgeschichte, Microstoria, Kulturgeschichte, Oral History und weitere Ansätze auf originelle Weise mit grosser Kreativität erprobt wurden. Diese neuen Formen der Geschichtsschreibung hatten auch die Erzählung wieder entdeckt; die Sensibilität für narrative Muster und Darstellungsformen, das Sensorium für unterschiedliche Textsorten

und Formate war gestiegen und fand seinen Niederschlag in den verschiedenen Rubriken der *traverse*. Mit dem Willen zum interessanten Schreiben nahm auch das Bewusstsein für die öffentliche Wirkung der Geschichtsschreibung zu. Aufgrund dieser innovativen Lebendigkeit kam es gar nie zu einer sterilen Frontstellung gegen die ZSG, die, kaum hatte die *traverse* damit begonnen, ebenfalls die Themenhefte entdeckte und die sich auch punkto wissenschaftlicher Qualität eine dicke Scheibe abschnitt vom neuen Vorbild. Ein weiteres Dynamisierungsmerkmal der *traverse* bestand darin, dass sie wegkommen wollte – und auch wegkam – von einer anachronistischen Lehrstuhlhierarchie, wo der Mittelbau die Arbeit macht, um dann die Ordinarien auf Titelblättern firmieren zu sehen. Aber auch in dieser Beziehung bezog die Zeitschrift ihre fast unerschöpflichen Betriebsenergien nicht, wenn ich das richtig sehe, aus einem Abgrenzungsreflex, sondern aus der Lust, eine vielgestaltige und interessante Zeitschrift zu gestalten.

In dieser Beziehung haben ihr «die Verhältnisse» in den letzten Jahren nicht entgegengearbeitet. Die institutionell unterstützte Beschleunigung von Nachwuchskarrieren konfrontiert ein Projekt wie die *traverse* ebenso mit Herausforderungen wie das kommerzielle Gebaren von Grossverlagen mit ihrer, man muss es sagen, desaströsen Zeitschriftenpolitik. Vor solchen Problemen könnte man leicht kapitulieren – vielleicht ist es gerade deshalb wichtig, immer wieder auch an das Politische, mit dem Wissenschaft unauflöslich verquickt ist, zu erinnern. Heute Abend ist hier in der Aula allerdings keine Motivationskrise zu spüren, und angesichts des weiteren Programms des heutigen Abends lässt sich der Problemdruck suspendieren. Ich gratuliere all jenen, welche in den vergangenen zwei Jahrzehnten die *traverse* möglich gemacht haben, und ich danke den Organisatorinnen und Organisatoren der heutigen Veranstaltung, die für einen fulminanten Einstieg in das dritte Jahrzehnt sorgt.

2014–2024: Ten Years After

«Ten Years After» nannte sich 1966 eine britische Blues-Rock-Band, die ein Jahr darauf mit dem gleichnamigen Album Musikgeschichte schrieb. 1974 folgte die achte Platte «Positive Vibrations», danach brach die Gruppe auseinander. Frontman Alvin Lee tourte bis Anfang der 1980er-Jahre weiter mit der neuen Formation «Ten Years Later». 1983 fanden sich die originalen «Ten Years After» wieder zusammen, die mit einigen eingewechselten Musikern über weitere Jahrzehnte hinweg nochmals vier Alben produzierten: «About Time» (1989), «Now» (2004), «Evolution» (2008) und «A Sting in the Tale» (2017).

Die Geschichte dieser Band ging mir durch den Kopf, als ich über die letzten 10 Jahre der Zeitschrift *traverse* nachdachte. Was soll die Erinnerung im Dekade-

den-Takt? Was macht die semantische Differenz aus zwischen einem Jahrzehnt danach und 10 Jahren später? Und verspürt man heute, nach den «positiven Vibrationen» von 2014, einen «Stachel in der Geschichte»?

Im Unterschied zu einer Musik-Band, die auseinanderfliegen und erneut zusammenfinden kann, muss eine historische Zeitschrift dauerhaft und durchwegs erscheinen, um ihre Position im Feld der Wissenschaft zu behaupten. Auch der feste Erscheinungsrhythmus der Hefte unterscheidet sich von der unregelmässigen Erscheinungsweise von Schallplatten. Als Gemeinsamkeiten erweisen sich ein anhaltend kreatives Engagement, die Fähigkeit, personelle Kontinuität mit der Aufnahme neuer Mitspieler:innen zu verbinden, sowie der Erfolg der Produkte, auch wenn die Charts im Musikbusiness anders funktionieren als der Absatz von Gedrucktem.

2004 verpasste *traverse* ihren ersten Ten-Years-After-Boxenstopp. In diesem Jahr produzierte die Redaktion drei thematisch topaktuelle Nummern zu «Justiz und Geschichte», zur «Vermittlung von Geschichte» sowie zu «Verschwörung» und die Arbeit ging etwas atemlos und ohne feierlichen Zwischenhalt weiter. Im Herbst 2014, nochmals 10 Jahre später, war das anders. Nun stand ein 20-Jahr-Jubiläum an. Das war nicht nur ein Grund zum Zusammenkommen und Feiern, sondern auch Anstoss zur kritischen Rückschau.

In meinem Vortrag versuche ich aufzuzeigen, wieso die neue Zeitschrift, die nach dem Ende des Kalten Krieges in einer politischen Umbruchsituation entstand, auf Dauer gestellt und über zwei Jahrzehnte hinweg intellektuell prosperieren konnte. Dies, obwohl der Stressfaktor universitärer Karrieren in diesem Zeitraum noch zugenommen hat, was einer primär vom akademischen Mittelbau getragenen Zeitschrift nicht entgegenkam. Und dies, obwohl kommerziell getriebene Konzentrations- und Ausdifferenzierungsprozesse im Feld wissenschaftlicher Publikationsorgane dem Überleben eines solchen Projekts nicht förderlich waren. So mischte sich Erstaunen über eine grosse Leistung mit einem Gefühl der Selbstverständlichkeit. Man konnte und wollte sich die schweizerische Geschichtslandschaft ohne das lebendige Präsentations- und Diskussionsforum der *traverse* gar nicht vorstellen. So waren an dieser Veranstaltung «positive vibrations» zu verspüren und ich wünschte dem Zeitschriftenprojekt zum Schluss einen «fulminanten Einstieg in das dritte Jahrzehnt».

Daraus wurde ein beeindruckender Durchstieg durch weitere zehn bewegte Jahre. Mit der anhaltenden forcierten Digitalisierung haben sich die Ökonomie und der Modus Operandi von Zeitschriften stark verändert. Das gesellschaftliche und globale Umfeld waren einem einschneidenden Wandel ausgesetzt. Die neue runde Jahrzahl «30!» präsentiert eine Zeitschrift, die weiterhin Kante zeigt und ihren Schwung nicht eingebüsst hat. Geschichtswissenschaftlich und personell ist das Projekt am Puls der Zeit. Der «sting in the tail» müsste allerdings

geschärft werden. Es entsteht der Eindruck, es sei nun einfach wieder 10 Jahre «später» geworden, während die Ereignisse, die unser Gegenwartsbewusstsein für ein «Davor» und ein «Danach» sensibilisiert haben, unterbelichtet bleiben. Es ginge darum, das, was heute unter dem undifferenzierten Stichwort «Zeitenwende» gehandelt wird, analytisch aufzuschlüsseln. Gerade die Geschichtsschreibung hat die Aufgabe, die Zeit, in der wir leben, vor einem historischen Hintergrund und mit Blick in die Zukunft verständlich zu machen.

Zürich, 7. 4. 24